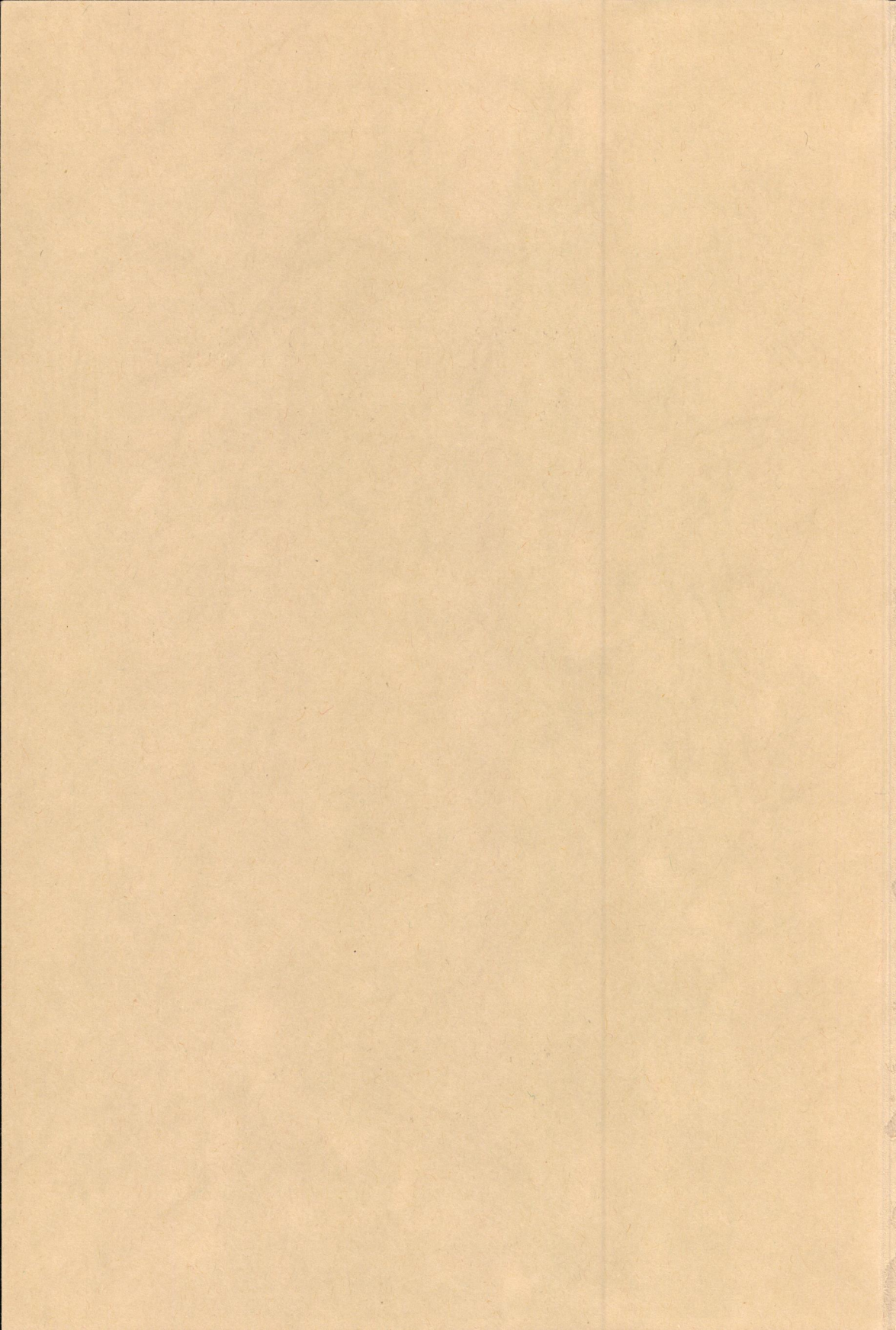


**Ritterhaus-Vereinigung  
Uríon-Stáfa**

**Jahresbericht 1987**  
mit Abhandlungen



*Hch. Meyer, Selbstbildnis, Tusche, undatiert. (Frontispiz)*



Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa

# **Jahresbericht 1987**

**mit Abhandlungen**

---

Buchdruckerei Stäfa AG

# Vorstand und Revisoren

## Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

### Ehrenmitglieder

Arnold Pünter, Zur Gerbe, 8713 Üriikon  
Arnold Egli, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon

### Arbeitsausschuss

Andreas Pflughard, Präsident, Im Gsteig 24, 8713 Üriikon	926 26 38
Doris Röthlisberger, Vizepräs., Im Ländler, 8713 Üriikon	926 29 33
Ursula Stolz, Aktuarin, Alte Landstrasse 4, 8713 Üriikon	926 10 07
Arnold Egli, Redaktion Jahrheft, Im Gsteig 8, 8713 Üriikon	926 16 24
Fred Haab, Quästor, Seestrasse 271, 8713 Üriikon	926 15 59
Rudolf Stückelberger, Kustos, Burgstall, 8713 Üriikon	926 19 27
Susi Rahn, Mitgliederkontrolle, Im Gsteig 36, 8713 Üriikon	926 17 46

### Vorstand

Dr. Hans Aeppli, Seestrasse 284, 8713 Üriikon  
Werner Blumer, Deleg. VSLZ, Alte Landstrasse 16, 8702 Zollikon  
Pfr. Roland Brendle, Eichstrasse 90, 8713 Üriikon  
Dr. Stanislaw Bukowiecki, Schwarzbachstrasse 30, 8713 Üriikon  
Dr. Max Daetwyler, Deleg. Reg.-Rat Kt. Zürich, Seestrasse 264, 8713 Üriikon  
Dr. Hans Frey, Deleg. Gemeinderat Stäfa, Seestrasse 208, 8713 Üriikon  
Otto Frey, Eichstrasse 78, 8713 Üriikon  
Ueli Gantner, Ritterhausstrasse 16, 8713 Üriikon  
Heinz Hofmänner, Im Gsteig 26, 8713 Üriikon  
Oskar Hörenberg, Alte Schmiede, 8713 Üriikon  
Pfr. Hans Juchli, Tödistrasse 3, 8712 Stäfa  
Walter Kobelt, Torlenstrasse, 8713 Üriikon  
Urs Köhle, Allenbergstrasse 27, 8712 Stäfa  
Leo Strässle, Sonnenhalde, 8712 Stäfa  
Dr. J. Streuli, Weinbergstrasse 27, 8623 Wetzikon  
Dr. U. Vollenweider, Ürikerhalde, 8713 Üriikon  
Richard von der Crone, Kreuzstrasse 33, 8712 Stäfa

### Revisoren

Hans Hasler, Storrühl, Alte Landstrasse 31, 8713 Üriikon  
Arnold R. Pünter, Seestrasse 238, 8713 Üriikon

### Anmeldungen für Kapelle und Ritterhaus:

Herr und Frau E. Obrecht, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81

*Sigristin:* Frau Widmer, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 28 27

*Hauswarte Ritterhaus:* Herr und Frau E. Obrecht, Burgstall, 8713 Üriikon, Tel. 926 58 81

## Tätigkeitsbericht 1987

Über Erfreuliches, über einige kleine Probleme und nur über wenig Unerfreuliches kann ich vom vergangenen Jahr berichten. Obschon die Ritterhaus-Vereinigung nach aussen kaum in Erscheinung getreten ist, konnte sich der Arbeitsausschuss nicht über mangelnde Arbeit beklagen. Sogar der Vorstand musste einmal zu handwerklichem Tun aufgeboten werden. Darüber und wie erfolgreich sich die Vorstandsmitglieder in Begleitung ihrer Ehepartner geschlagen haben, wird der Leser noch ausführlich erfahren können.

Unterhalt und Pflege von vier Häusern mit zusammen einigen tausend Kubikmetern Rauminhalt und einigen hundert Quadratmetern Dächern erfordern neben Kosten auch eine ständige Überwachung und Beobachtung. Eine umfassende Dachreparatur ist dann nicht mehr zu umgehen, wenn mitten in einer stürmischen Herbstnacht das eindringende Wasser unserm Arbeitsausschussmitglied Ruedi Stückelberger im Burgstall ins eheliche Schlafzimmer tropft. Mit Geduld und Humor haben Gret und Ruedi Stückelberger statt zu schlafen das überflüssige Nass in allen ihnen zur Verfügung stehenden Kübeln und Gelten aufzufangen und dorthin gebracht, wo es hingehört: in den See.

Solche Überraschungen sind zum Glück selten. In der Regel lassen sich die notwendigen Renovationsarbeiten sorgfältiger vorbereiten. So konnten wir dieses Jahr dank einer befriedigenden Finanzlage den langjährigen Wunsch, die Küche für den Ritterhauskeller zu sanieren, endlich erfüllen. Durch den Einbau einer einfachen Heizung wird es möglich sein, die Festsaison im Herbst um einige Wochen zu verlängern und im Frühjahr etwas früher zu beginnen.

Der Mörtelboden im Wehrgang war der Beanspruchung durch die scharrenden Füsse der abtrocknungswilligen Festteilnehmer schon lange nicht mehr gewachsen. Die ständigen Reparaturen erforderten eine bessere Lösung. Vom Kanton erhielten wir die Erlaubnis, die Tonplatten im Keller des abgebrochenen Scharfrichterhauses in Zürich-Selnau auszubauen. Leider war der Mörtelbelag auf diesen Platten so hart und haftete so gut, dass nur eine grosse Putzaktion der Vorstandsmitglieder mit ihren Ehepartnern die Platten in einen wiederverwendbaren Zustand bringen konnte. Dank dem Entgegenkommen des Baugeschäftes Briner, das uns an einem Samstagnachmittag seinen Werkplatz zur Verfügung stellte und ihn mit geeigneten Putztischen ausrüstete, und dank der Firma Strässler, Plattenleger, die uns das notwendige Werkzeug brachte, war die Aktion in drei Stunden erfolgreich beendet. Unter den strengen

Augen des Präsidenten herrschte eine geradezu militärische Arbeitsdisziplin, und dank der aufopfernden ärztlichen Betreuung durch unsere Aktuarin sind inzwischen, wie man hört, die zahlreichen Blessuren an Fingern und Händen längst wieder verheilt und vergessen.

Die Auszählung der Platten ergab, dass sie nicht für den ganzen Boden reichen würden. Dank der Zeitungsnotiz über die Putzaktion wurde Hans-Rudolf Grossniklaus, Ürikon, auf unser Problem aufmerksam und stellte uns die fehlenden Platten gratis zur Verfügung. Ich danke Herrn Grossniklaus herzlich für sein Geschenk, er hat uns nicht nur Kosten, sondern auch die langwierige Suche nach weiteren Platten erspart.

Immer wieder zu Diskussionen Anlass gibt das Reservieren des Kellers des Ritterhauses für Feste oder des ganzen Ritterhauses für Wochenendveranstaltungen. Begreiflicherweise wünschen einzelne Mitglieder unserer Vereinigung bei der Reservation eine bevorzugte Behandlung gegenüber Nichtmitgliedern. In mehreren Ausschusssitzungen wurde das Problem erörtert und mit dem Verwalterehepaar Obrecht besprochen. Ohne der Meinung zu sein, die heutige Regelung sei die beste und die einzig mögliche, kam der Arbeitsausschuss zum Schluss, sie sei vorläufig beizubehalten. Jede andere Lösung würde erheblich mehr Umtriebe und administrativen Aufwand bringen. Der Arbeitsausschuss hofft auf das Verständnis unserer Mitglieder, deren diesbezüglichen Wünschen in der Vergangenheit trotz bestem Willen nicht stattgegeben werden konnte. Um Missverständnisse und Unwillensäußerungen zu vermeiden, sei hier in Erinnerung gerufen, wie die Reservation organisiert ist:

Für Feste und Wochenendveranstaltungen kann im Vorjahr, vom ersten Montag im November an, ab 07.30 Uhr, telefonisch bei der Familie Obrecht (Tel. 926 58 81) reserviert werden.

Früher reservieren, d. h. vor dem ersten Montag im November, können Lager und Schulen, die das Haus für eine ganze Woche belegen; denn die Schulen müssen ihre Lager frühzeitig planen. Dadurch kann es vorkommen, dass am Stichtag der Festreservation einige Wochenenden bereits durch Lager belegt sind und die Frührufer hören müssen, das gewünschte Wochenende sei besetzt. Wer Anfang November kein Datum für sein Fest findet, soll es ruhig einige Wochen später nochmals versuchen. Durch Absagen werden immer wieder Termine frei.

Für den Arbeitsausschuss haben Lager, die eine ganze Woche mieten, gegenüber Festveranstaltungen auf jeden Fall Priorität. Wir wünschen, dass jedes Jahr möglichst viele Jugendliche die einzigartige Lage am See geniessen können.

Versuchsweise organisierte der Arbeitsausschuss im Mai eine eintä-



gige kunst- und kulturhistorische Exkursion ins Knonauer Amt. Über 50 Mitglieder folgten der Einladung und liessen sich durch den Schreibenden am Vormittag in die Geschichte des Klosters Kappel und – im strömenden Regen – in die dramatischen Ereignisse auf dem Schlachtfeld von Kappel einführen. Nach einem Rundgang durch das guterhaltene Dorf Rifferswil und einem gemütlichen Mittagessen im Rössli Mettmensetten besuchte die fröhliche Gesellschaft bei nun etwas besserem Wetter das restaurierte Wasserkraftwerk in Ottenbach und ein sorgfältig renoviertes herrschaftliches Bauernhaus aus dem späten 18. Jahrhundert in Herferswil. Die Reaktionen der Teilnehmer haben den Arbeitsausschuss ermuntert, auch 1988 eine ähnliche Reise zu organisieren, an der mehr oder weniger Unbekanntes im Kanton Zürich besucht wird. Dabei soll die Geselligkeit auch diesmal nicht zu kurz kommen.

Dem Jahresbericht liegen der neue Werbeprospekt und eine Anmeldekarte bei. Vielleicht haben Sie Bekannte, die bei uns Mitglied werden möchten. Oder ermuntern Sie Ihre Töchter und Söhne zum Beitritt! Sie müssen in einigen Jahren ohnehin für unsere schönen Ritterhäuser sorgen. Auf der letzten Seite des Prospektes finden Sie ein Inhaltsverzeichnis unserer Jahrbücher. Es zeigt Ihnen, wie vielfältig unsere Abhandlungen sind und soll Sie animieren, in einer ruhigen Stunde wieder einmal in einem alten Jahrbuch zu lesen.

Den Text des Prospektes hat unser Ehrenmitglied Arnold Egli verfasst und redigiert. Die Fotos stammen von unserem Vorstandsmitglied Ueli Gantner. Beiden Herren danke ich herzlich für ihre Mühe und Sorgen. Weiterer Dank gilt allen Freunden und Helfern des Ritterhauses, die in unzähligen Stunden und ohne grosses Aufhebens uns unterstützen. Erwähnen möchte ich da in erster Linie die Familie Obrecht, die für den reibungslosen Betrieb und eine tadellose Ordnung im und um das Ritterhaus sorgt. Den Mitgliedern des Arbeitsausschusses danke ich für ihre grosse Hingabe und Zeitopfer für unsere schönen Ritterhäuser. Ein besonderer Dank gilt den starken Männern von Üriker, dem Männerturnverein. Oft erfährt der Präsident erst Wochen später und zufällig, wenn sie wieder einmal für uns zugepackt haben, sei es zum Ein- oder Auswassern des Weidlings oder zum Transportieren der grausam schweren Balken im Wehrgang. Solche spontane Hilfe zeigt mir, dass unsere Ritterhäuser zu Üriker gehören und dass wir alle mit ihnen leben. Mein letzter Dank gilt selbstverständlich Ihnen, liebe Mitglieder. Durch Ihre Treue ermöglichen Sie uns, die Pflege der Ritterhäuser im Sinne der Gründer unserer Vereinigung weiterzuführen.

A. Pflughard

## Zum Jahrheft

Die Arbeit über Hch. Meyer, Goethes besten und treuesten Freund, verdankt ihre Entstehung einer Anregung unseres Quästors. In diesem ersten Teil gelangt die erste Lebenshälfte, 1760–1797, zur Darstellung, d.i. von der Geburt bis zu Goethes längerem Besuch seines Freundes in Stäfa. Der zweite Teil wird ganz Meyers Weimarer Zeit gewidmet sein; er ist fürs nächste Jahr vorgesehen.

Erstmals riskieren wir einen *Mundartbeitrag in Stäfner Züritüütsch*. Der Erzähler, Dr. Hans Hasler, stammte aus altem Stäfner Geschlecht, verlebte aber einen Teil seiner Jugend in Ürikon. Nach seinen Berufsjahren als Sekundarlehrer im Zürcher «Exil» kehrte er wieder in seine Heimatgemeinde zurück. Sein anschaulicher und kurzweiliger Bericht wird hier erstmals *ganz* veröffentlicht. Die erste Hälfte erschien im Jubiläumsbuch der Stäfner Schule «Am See wänd's es wüsse», 1982.\*

Dies gab die erwünschte Gelegenheit, des grossen Seminardirektors Heinrich Wettstein zu gedenken, dem nicht nur der Landknabe aus der Mutzmalen, sondern die ganze Zürcher Schule so viel zu verdanken haben.

Der Redaktor

---

\* Noch erhältlich im Schulsekretariat Stäfa.

## Sechsendvierzig Jahre in Goethes Licht und Schatten:

### Heinrich Meyer von Stäfa (1760–1832)

Arnold Egli

#### *Prolog*

Der Zeitgeist war Freundschaften günstig: «Herzbruder» und eine stürmische Umarmung war die Begrüssung der jungen Herren im Wertherkostüm, die wussten, was sie sich, der Mode und dem menschenfreundlichen Zeitgeist schuldig waren.

*«Wem der grosse Wurf gelungen,  
eines Freundes Freund zu sein»*

dichtete Schiller im Glück seiner Freundschaft mit Goethe, und Beethoven war offenbar gleichen Sinnes, komponierte er doch diese Worte ins grandiose Finale seiner Neunten hinein. Goethe selbst, in seiner «Iphigenie auf Tauris», schuf in Pylades, dem Jugendgenossen des von den Rachegöttinnen verfolgten Orest, das Urbild des treuen Freundes. Selbst die gleichzeitige Revolution in Frankreich erhob die Brüderlichkeit aller Menschen zu ihrem Programmpunkt.

Der alte Aristoteles mit seinem «O Freunde, es gibt keinen Freund», ward endgültig ins Unrecht versetzt...

Trotz diesem der Freundschaft so günstigen Zeitgeist erscheint Goethes Freundschaft mit unserem Heinrich Meyer, von 1786 bis 1832, ihrer beider Todesjahr, doch als etwas Besonderes, Seltenes, vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrendes; und wenn Heinrich Meyer, obwohl um zehn Jahre jünger, sich wenige Monate nach Goethes Tod hinlegte und ihm nachstarb, so war es, als ob selbst die Natur der Unzertrennlichkeit der beiden Freunde hätte Rechnung tragen wollen.

#### *Der erste Kontakt*

In seiner «Italienischen Reise» erwähnt Goethe den ersten Kontakt mit Heinrich Meyer unter dem Datum des 3. November 1786.

Im Rückblick mag dies als ein für beide schicksalträchtiges Ereignis gelten, im weiteren Umfeld von Goethes zahlreichen römischen Begeg-

nungen und Bekanntschaften erscheint es noch als eine unter vielen, jedenfalls beidseits keineswegs als folgenreich erkannten. Was sollte, was konnte der englische Maler-Tourist Philip Miller – dies war Goethes römisches Inkognito – mit dem einfachen Zeichner und Kunstgelehrten aus dem Lande der Hirten verbinden?

Doch hören wir Goethe selbst (es ist Allerseelen, der Vatikan in allen Räumen frei zugänglich): «...*Ich mischte mich unter die Künstlerschar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sei von Pordenone, dem Venezianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnte ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemutet, weil ich, mit der venezianischen Schule schon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schätzen wusste. – Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit seinem Freunde namens Cölla, seit einigen Jahren hier studiert, die Antiken in Sepia trefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.*»

Die Goethe-Forschung ist sich heute nicht sicher, ob diese Begegnung schon an Goethes zweitem Romtag stattfand, es gibt Beispiele für ungenaue Datierungen, jedoch angesichts der hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen, mit denen Goethe dies Neuland betrat, dürften die Erinnerungen der ersten Tage zu seinen lebhaftesten und zuverlässigsten gehören... – Falsch war allerdings der erfragte Malername: Er hiess nicht *Pordenone*, sondern *Bordone*, war ebenfalls Venezianer und Jünger Tizians. Ob Goethe sich verhöhrt oder verschrieben hat – er kam ja von Venedig her und hatte möglicherweise von beiden Bildern gesehen und beider Namen gehört –, jedenfalls ist es für unsern Meyer ehrenvoll und ehrt auch die Wissenschaft, dass sie diesen Irrtum Meyers Zuverlässigkeit nicht zuschreiben mag.

Wann Meyer die Identität Goethes bekannt wurde, ob er den «Goetz von Berlichingen» und die «Leiden des jungen Werther» gelesen, wir wissen es nicht, sicher dürften weder die «Rastlose Liebe» noch der «Prometheus» diesen Vertrauten edler Einfalt und stiller Grösse stark behelligt haben.

Seine nächste Erwähnung in Goethes Bericht erfolgt erst ein Jahr später, wiederum im November – Goethe war unterdessen in Neapel und Sizilien gewesen –, aber aus der Notiz selbst geht hervor, dass die beiden sich mehrfach getroffen hatten, weniger aus persönlichen Gründen, sondern weil sie sich für dasselbe interessierten.

*«Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursache hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleissig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn auch die übrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann... eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er... antike Büsten in Sepia gar löblich darzustellen wusste, so fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der frühern und spätern Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.*

*Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein dem Museum sowohl des Vatikans als auch des Kapitols abzustatten Anstatt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genussreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistens wie ein entzückender, nach und nach verlöschender Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vorteilhaften Einwirkungen auf Kenntnis und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.»*

Meyers Erfahrungen und Überlegungen bei solch nächtlichen Fackelzügen durch die römischen Antiken-Sammlungen sind in extenso aufgeführt. Sie sind durchaus sachlich gehalten, aber wer je in den Vatikanischen Sammlungen war, kann sie nicht ohne Bewegung lesen, nicht zuletzt, weil der gründliche Kenner, der Meyer war, den ersten Abschnitt mit dem unvergleichlichen, atemraubenden Torso abschliesst: *«...vor allem aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso.»* Später bemerkt er hierzu, dass Michelangelo sich an der Ergänzung desselben versucht, schliesslich aber davon abgestanden sei.

#### *Wer war dieser Heinrich Meyer von Stäfa?*

Heinrich Meyer wurde am 16. März 1760 als Sohn des Joh. Baptist Meyer und der Anna Dorothea Billeter in Zürich geboren. Sein Vater versuchte sich als Kaufmann, fallierte jedoch und ging 1764 in fremde Kriegsdienste. Er kehrte nie zurück. Die Mutter übersiedelte mit ihren drei Kindern Anna, Heinrich und Johann Baptist in ihre Heimatgemeinde Stäfa, wo sie bei ihrem Bruder, dem Wirt zur «Krone» Aufnahme fand.

Der Grossvater, Landschreiber Billeter, wie auch die Mutter dürften sich um Heinrichs Schulbildung bemüht haben. Ob dies in der Hauptschule auf Kirchbühl oder durch Privatunterricht geschah, ist nicht

mehr auszumachen, doch ist letzteres wahrscheinlicher, denn wegen der zur Zeit unbefriedigenden Zustände an der Hauptschule war in den hablicheren Stäfner Familien Privatunterricht keine Seltenheit, auch mehrfach bezeugt. Ob so oder so, gross wurde Heinrichs Schulsack nicht. Französisch lag jedenfalls nicht drin, obwohl diese Sprache in der Familie des Landschreibers verstanden und gesprochen wurde, was einen Bruder der Mutter anlässlich der Invasion der Franzosen in hohe Ämter katapultierte.

Hingegen offenbarte Heinrich in einer frühen Neigung zum Zeichnen ein schönes Talent, vielleicht ein spätes Erbgut der Gold- und Silberschmiede unter den Vorfahren. Nun lebte zu jener Zeit in Stäfa ein anerkannter Maler und gesuchter Porträtist, *Johannes Kölla*. Dieser führte den Jungen in die Kunst des Zeichnens ein, wahrscheinlich zusammen mit einem gleichaltrigen Neffen, Heinrich Koella, Meyers späterem römischen Reise- und Studiengefährten.

1778–81 genoss er Unterricht bei Prof. *Joh. Kaspar Füssli* in Zürich, dem Bruder des genialen Londoner «Fusely», dem wir den weit übers Schweizer Mass ins Mythische vorstossenden «Tellensprung» verdanken. Der für antike Kunst begeisterte und offenbar auch begeisternde Lehrer wies dem jungen Stäfner die Richtung seines Lebens: Das Studium der antiken Kunstdenkmäler, nach denen zu jener Zeit in Rom, Pompeji und Herkulanum intensiv gegraben wurde. Jeder Tag konnte neue glückliche Funde bringen.

Der anerkannte Pionier dieses Barock und Rokoko diametral entgegengesetzten neuen Kunstideals war *Joachim Winckelmann*, der es auch göltig und überzeugend formulierte: «Edle Einfalt, stille Grösse» sah er im Zeuskopf von Otricoli, in der Juno Ludovisi, im «Laokoon», dem von Schlangen umstrickten Priester mit seinen Söhnen. Wer, beim Anblick dieser herrlichen Werke, wollte Winckelmann widersprechen? Worin er jedoch irrte, war sein Glaube, in diesen edlen Kunstwerken spiegle sich das Leben der alten Griechen; dass dem nicht so war, haben uns Jakob Burckhardt u. a. überzeugend gelehrt. «Zum Hassen und zum Lieben» war auch dort und damals «alle Welt getrieben».

Füssli hatte mit Winckelmann in freundschaftlichem Kontakt gestanden und war eben daran, dessen «Briefe an die Schweizer» herauszugeben. Zweifellos gab er seinem Schüler Winckelmanns berühmte Pro-

*Hch. Meyer: Goethe, vor 1795, Aquarell. Nach zeitgenössischen Urteilen von «frappanter» Ähnlichkeit.*







grammschrift «Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst» (1756) zu lesen. Sie wurde für unsern eifrigen Kunstjünger im bildungsfreudigsten Alter zum Credo seines Lebens. Dabei standen zur Anschauung für Meister und Schüler in Zürich nur Stiche und Zeichnungen, wenig Gipsabgüsse und nicht das Bruchstück eines griechischen Originals zur Verfügung!

Leider starb der verehrte Lehrer bald, worauf Meyer nach Stäfa zurückkehrte. Dass er nur einen Gedanken mitbrachte: ROM, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Zwei Jahre später (1784) erfüllte sich der Traum, und wir finden ihn, zusammen mit seinem Jugendgefährten Heinrich Koella, in der zahlreichen Künstlergemeinde in Rom, unter Deutschen, Franzosen und Engländern.

Er ist glücklich und unendlich fleissig. Er studiert die Reichtümer der päpstlichen Sammlungen anhand der Publikationen von Winckelmann und andern und erwirbt sich dabei nach und nach die ihm noch fehlende klassische Bildung; denn Winckelmann war ein klassisch gebildeter Mann gewesen, und seine Zitate beschlagen fast den ganzen Kreis der antiken Literatur.

Meyers ruhigem, aufmerksamen Auge entgeht nicht das geringste Detail, es ist ihm auch keines zu gering. Er entdeckt eine ganze Anzahl halb verborgener, schlecht beleuchteter Objekte und macht auf sie aufmerksam. Bei den Ergänzungen der zumeist unvollständig aufgefundenen Antiken stellt er diese nicht nur fest, von der neuen Nasenspitze bis zu den einzelnen Fusszehen, sondern untersucht und begutachtet die vermutliche Zeit der Ergänzung, das verwendete Material und die stilistische Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Werk. Seine Redlichkeit zollt dabei selbst dem ungeliebten Bernini Anerkennung: Wo er einen ergänzten Arm als völlig richtig in Bewegung und Stil erkennt, bemerkt er, derselbe stamme nach übereinstimmendem Urteil von Bernini, fügt aber gleich bei, da sei Bernini über sich selbst hinausgewachsen; damit meint er, der berühmte und selbstbewusste Künstler habe für einmal auf seine barocken Verdrehungen verzichtet und sich dem Geist der Antike ein- und untergeordnet.

Der «lautlose» Heinrich Meyer – dies Goethes eigenartige Charakterisierung – wird in der römischen Künstlergemeinde zum Kenner, den man gern und oft zu Rate zieht, um so mehr, als seine Bescheidenheit und Güte den Zugang leicht machen.

*Odysseus, Nausikaa um Kleidung und Nahrung bittend (Odyssee, 6. Gesang).*

Die Besuche auf den Steinmetzplätzen, wo restauriert und ergänzt wird, sind für ihn eine wahre Crux, muss er doch mitansehen, wie salopp antike Fragmente zusammengesetzt oder nach der Laune des Augenblicks ergänzt werden. Als Höhe- oder Tiefpunkt erwähnt er eine «kopfloze» Venus, der ein jugendlicher Alexanderkopf aufgesetzt wurde! (Das Verfahren hat offenbar Tradition: Die Statue eines der beiden Kirchenpatrone auf der Ufenau, die irgendwann um ihren Kopf gekommen war, trägt seither denjenigen eines wesentlich jüngeren und hübscheren Heiligen.) – Prospektive Käufer von kostbaren Kunstwerken zogen Meyer gern als Experten zu Rate, denn die einträgliche Kunst «aus Neu mach' Alt» florierte damals wie zu allen nostalgischen Zeiten.

Meyers Haupttätigkeit und Quelle seiner umfassenden Kenntnisse war und blieb jedoch das Abzeichnen von Antiken und das Kopieren von Gemälden. Als treuem Jünger Winckelmanns hatte es ihm Raffael besonders angetan. Er bemüht sich mit Ausdauer um ihn, seine Kopien sind begehrt, trotzdem bringt er es einmal fertig, nach getanem Werk mit entwaffnender Ehrlichkeit zu konstatieren: Eigentlich sei die Kopie wohl geraten, jedenfalls sehr genau, aber «es hat mir nicht gelingen wollen, eine gewisse stille und friedliche Grazie, die wie ein heiliges geistiges Wesen das Original umschwebt, so wie ich gerne gewollt, in meine Copie zu übertragen. Raphael ist unnachahmbar, und wenn er's irgendwo ist, so ist er's in diesem Kopf».

Meyer war bereits zwei Jahre in Rom, als Goethe eintraf. Wir besitzen von ihm keine Nachrichten weder über ihr Zusammentreffen noch über die Entwicklung ihres freundschaftlichen Verhältnisses. Erst nach Goethes Abreise setzt dann ein Briefwechsel ein, der über Jahre dauert, schliesslich drei Bände füllt, und so offen und auch persönlich geführt wird, als man es sich nur wünschen kann.

### Der «italienische» Goethe

Die heimliche Abreise des 37jährigen Goethe nach Italien – nur sein Herzog war eingeweiht – mag man nicht zu Unrecht als Flucht vor der eigenen Vergangenheit und Aufbruch zu neuen Ufern bezeichnen. Sie war mit einer tiefen innern Krise verbunden, heutzutage würde man von einem Prozess der Selbstfindung sprechen.

*Der berühmte Torso. (Seite 11)*



ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣ  
ΝΕΣΤΟΡΟΣ  
ΑΘΗΝΑΙΟΣ  
ΕΠΟΙΕΙ



Regen und Sonnenschein würden in Weimar von Goethe gemacht, ging eine weitverbreitete Rede, und darin mochte mehr als ein Körnlein Wahrheit stecken. Sein genialisch-genialer Liebesroman «Die Leiden des jungen Werther» (1774) hatten das ganze gebildete Europa aufgeregt. Napoleon kam dreissig Jahre später noch darauf zurück. Mit diesem Dichterkranz gekrönt, war der charmante junge Mann nach Weimar gekommen als Berater, Freund, sogar Minister «seines» Herzogs, der noch um einiges jünger war. Es war die berühmte Zeit deutschen «Sturmes und Dranges». Die Jugend wollte und durfte sich ausleben. Der schöne, geistreiche Frankfurter wurde bald zum Liebling der Weimarer Gesellschaft. Wo er auftauchte, waren Witz, Lachen, Fröhlichkeit und Geist, die Gesellschaft ein Erfolg, wo er fehlte, erschien es schwer, über den abgestandenen Hofklatz hinaus zu kommen, man langweilte sich und behalf sich notdürftig, indem man *über* den Abwesenden sprach. Jedermann, vor allem jede Frau, die einlud, beanspruchte ihn, vorzugsweise natürlich der Hof, wo die Herzogin-Mutter dem Gefährten ihres herzoglichen Sohnes bei seinen Eskapaden für verlässliche Besonnenheit lebenslang dankbar war. Trotzdem, der beliebte Gesellschafter war auf dem besten Wege, sich an die Welt zu verlieren. Er selbst ward sich dessen immer mehr bewusst. Das geistige Erbe des Vaters, «des Lebens ernstes Führen», begann sich zu regen. Goethes Reaktion war so goethisch als möglich: Er begann ein neues Liebesverhältnis, mit einer um sieben Jahre älteren Frau, in deren Gegenwart sein heisses Blut sich wunderbar beruhigte, und las mit ihr Spinoza! «Non amare, non detestare, sed intelligere», nicht lieben, nicht hassen, sondern einsehen, verstehen, ist dessen berühmtes philosophisches Motto, für den Vielliebenden und Vielgeliebten eine wahrhaft abkühlende Philosophie! Andererseits vermittelt dies eine Ahnung von den Aufregungen und Schwierigkeiten, in die ihn sein leidenschaftliches Temperament schon verstrickt hatte. Der klugen Geliebten bot sich Spinozas Philosophie als probates Mittel, den ungestüm Liebenden in gebührenden Schranken zu halten.

Leidenschaftlich wie er war, bemühte er sich jetzt leidenschaftlich um – Leidenschaftslosigkeit, was kein Widerspruch ist! Doch Weimar hatte für seine neuen Wege kein Verständnis. Hier blieb er auf seine hergebrachte Rolle als Stürmer und Dränger, geistreicher Gesellschafter und grosser Herzensbrecher fixiert. So blieb ihm nur die Flucht.

*Zeus von Otricoli. (Seite 25)*

Über das Ziel brauchte er nicht lange zu rätseln: In fast allen Bereichen des Geistes, in der Literatur, in der Kunst, in den Staatswissenschaften, war die Reaktion auf die vorangegangene Periode in vollem Gange. Barock und Rokoko, die aufwendigen und raffinierten Künste der europäischen Adelsgesellschaft mussten republikanischer Einfachheit weichen. Die Zeiten der römischen Republik wurden beschworen, da man die Feldherren vom Pflug wegholte. Ein einfacher Bauer am Katzensee, ein Emmentaler Wunderdoktor wurden als «Socrate rustique» und «Hippocrate rustique» europäische Berühmtheiten.

Dass Einfachheit nicht Primitivität zu bedeuten brauchte, bewiesen die antiken Funde in Rom, Pompeji und Herkulanum. So wies der Zeitgeist, dessen Pulsschlag Goethe zwölf Jahre zuvor im «Werther» so genau erspürt hatte, ihn nach Italien. «Edle Einfalt, stille Grösse» schien ihm das würdigste Ziel des reifenden Mannes, und eben dies wollte er bis zu seinem vierzigsten Geburtstag erreicht haben. Heinrich Meyer muss ihm dabei als der echte Mann erschienen sein, der sich auf den ihm zugemessenen Kreis beschränkte und es darin zur Meisterschaft gebracht hatte. Zudem schienen edle Einfalt und stille Grösse in Meyers Natur selbst zu liegen. Das vielzitierte Goethe-Wort «In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister» dürfte sehr wohl in Meyers Nähe entstanden sein.

Goethe selbst war diese Beschränkung und Stetigkeit nicht beschieden, wie er mehrfach fast mit Unmut feststellt. Wie sollte sie auch! Allzureich war dafür die Begabung, allzu umfassend der Geist, allzu lebhaft das Temperament. Auch in Italien konnte er nicht anders, als diese neue Welt mit geöffneten Organen aufzunehmen. Er ist dabei am Karneval, bei Heiligenprozessionen, an Künstlerfesten, er liebt und wird geliebt, und dies alles in einer ihm bisher fremden, doch wohlbeobachteten Landschaft und Kultur, die ihn sogar auf seinen «alten Wegen» anregt: «Egmont» wird beendet, «Faust» und «Tasso» werden gefördert, und in seiner Suche nach der «Urpflanze» bringt ihm die reichhaltige Mittelmeervegetation gar die Erleuchtung!

Umgearbeitet, in Verse gesetzt und vollendet wurde die ganz dem neuen Ideal verpflichtete «Iphigenie in Tauris». Es ist, als enthielte das Manuskriptpapier als Wasserzeichen das Motto «Edle Einfalt, stille Grösse», und Goethe hätte jede Seite nach vollendeter Niederschrift gegen das Licht gehalten und nicht geruht, bis der Text dem Wasserzeichen genügte. Kein Gedanke an Bühnenwirksamkeit, an Theaterpublikum, nur die Übereinstimmung mit dem Ideal zählte. So entstand diese in jeder Hinsicht klassisch edle Dichtung.

An Weihnachten 1787, wenige Monate vor seiner Rückkehr nach Weimar, gibt sich Goethe Rechenschaft über seine Italienzeit, worin er vor allem Heinrich Meyers Hilfe gedenkt. Es wird auch überdeutlich, dass ihr freundschaftliches Verhältnis mit Goethes Abreise nicht zu Ende sein wird.

*«Der Glanz der grössten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntnis.*

*Wieviel ich hierin einem stillen, einsam fleissigen Schweizer namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in wenigem genügsam und bescheiden. Er geniesst die Kunstwerke eigentlich mehr als die grossen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne dass ich alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzig wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfangen; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.»*

#### *Heinrich Meyer im herzoglich-weimarischen Dienst – Grosse Pläne*

Überaus schmerzlich war für Goethe das Scheiden aus Rom. Aus dem sich bereits ankündigenden Italien-Fernweh, dem er später im Lied der Mignon so herzbewegend Ausdruck verleihen wird («Kennst du das Land..., wo die Zitronen blühen?»), erwachsen ihm Vorsätze und Pläne, alle mit dem Ziel, ein Stück Italien über die Alpen nach Weimar zu verpflanzen und – als pièce de résistance – einen zweiten Italienaufenthalt vorzubereiten.

*«Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, dass er sich noch immer in den Vorhöfen befindet.»* Mit diesem vielsagenden Geständnis eröffnet Goethe wenige Jahre später die erste Nummer seiner Kunstzeitschrift «Propyläen». Vorderhand

reist eine Anzahl Gipsabgüsse ausgewählter antiker Kunstwerke mit nach Weimar, und aus Rom treffen laufend von Meyer besorgte Ergänzungen ein. Auf Wunsch seines Freundes bemüht sich Meyer um Kameen und Münzen oder deren Abgüsse, zeichnet Statuen und Torsi und kopiert berühmte Gemälde, zumeist in Sepia. Goethe weiss, es kann sich nicht darum handeln, mit der berühmten königlichen Antiken-Sammlung zu Dresden in Konkurrenz zu treten, dies liegt jenseits der herzoglich-weimarischen Möglichkeiten; aber Kenntnisse und Sorgfalt vermögen viel, und: Wo wollte Dresden ein klassisches Schauspiel hernehmen, das der «Iphigenie» das Wasser reichte, und woher sollte ihm ein Kenner wie Heinrich Meyer erwachsen? Auch J. G. Herder, mit seinem genialen Sensorium für die Entwicklung des menschlichen Geistes, war für Weimar gesichert, als Kirchenpräsident!

Ohne dass wir es von Goethe explicite wüssten, ihm schwebte, dem Wissenden erkennbar, das Ferrara der Este zur Zeit der Renaissance vor, jener Herzogshof, der so erlesene Geister anzog, dass er neben Florenz und Rom ruhmvoll zu bestehen vermochte.

War Goethe nicht eben daran, dem berühmtesten Gast der Este, Torquato Tasso, ein unvergängliches Denkmal zu setzen?

Mit Herder, Meyer und Goethe durfte Weimar sich wohl als ein Brennpunkt deutschen Geisteslebens sehen; in wenigen Jahren sollte noch Schiller dazukommen.

Noch war es nicht so weit. Vorerst musste Goethe es sich angelegen sein lassen, den Hof, Freundinnen und Freunde mit seiner Begeisterung anzustecken und den Grund vorzubereiten.

Ein langer, in dieser Art wohl kaum erwarteter Brief von Heinrich Meyer aus Neapel dürfte ihm sein erstes bestimmtes Ziel gegeben haben: eine Offerte des Herzogs Karl August an Meyer, auf herzogliche Kosten seine Studien in Italien zu vervollständigen und anschliessend in Weimar eine geeignete Stellung einzunehmen.

Neapel, 22. Juli 1788 – Meyer an Goethe

Zuerst entschuldigt sich M. wegen des Verzugs im Schreiben: Er litt unter heftigen Zahnschmerzen; dann kam das Fieber, gefolgt von Mattigkeit. Dann aber kommt er zur Sache: Auf mehreren Seiten schildert er u. a. eine Himmelfahrt von Fra Bartolomeo, dann ein Bild von Carracci, Ulysses bei Circe u. a. m., vermeldet, dass er auf der Suche nach geschnittenen Steinen nur Mittelmässiges gefunden habe, rühmt ein Bild des deutschen Malers Tischbein, beklagt sich über das lärmige



Neapel, tröstet sich mit einem Johanneskopf von Raphael im Besitz von Tischbein und kommt dann zu dem entscheidenden Schlussabschnitt:

*«Nun habe ich alles geschrieben, was ich wusste, dass es Sie einigermaßen interessieren könnte; was mich aber allein angeht, wie mir nämlich je länger, je übler zu Muthe wird, dass ich Ihren Umgang verloren habe, da find' ich gut, den Gram darüber im Herzen zu verschliessen – meines Lebens bestes Glück ist damit hin. Ich fühle mich ohne Sie wie allein und verlassen in der Welt, misstrauisch gegen die Einsichten aller Menschen. Mit Ihnen ist mir die Fackel erloschen, die mich in den Künsten durch die Nacht des Zweifels führte; allein irr' ich nun und tappe im Finstern und weiss die Wahrheit oft nicht mehr zu finden, darum will auch die Lust zum Forschen abnehmen...»*

Auch wenn man den Text von der Gefühlseligkeit jener Zeit befreit, so ist Meyers treuherziges Geständnis, seit Goethes Weggang fehle ihm die Sicherheit, zweifellos eine getreue Darstellung seiner Lage: Ohne Goethe ist er wieder einer der namenlosen Kopisten, Fremdenführer, Stundengeber, deren es in Rom ein Heer gibt. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, profitiert man von seinen Kenntnissen und seiner Gutmütigkeit, aber im übrigen belächelt man den «lautlosen» Schweizer, der immer noch «Kunscht» sagt statt Kunst und Virgils Äne-ide, als Enidie malträtiert. Es brauchte wahrhaftig einen Goethe, um durch diese Äusserlichkeiten hindurch zu sehen, welch umfassende solide Kenntnisse in diesem Anspruchslosen steckten und welch tiefe Ergriffenheit seinem Fleisse zugrunde lag.

Wenn Genie Fleiss ist, wie Newton behauptet und Napoleon bestätigt hat, muss man unserem biederem Stäfner Genie zuerkennen.

Goethe antwortete postwendend, beschränkte sich jedoch vorerst auf Bezeugungen ihrer Verbundenheit und auf Kunstprobleme. Im Brief vom 27. Februar 1789 rührt er gleichsam im Vorbeigehen an das eigentliche Geheimnis ihrer bis zum Tode dauernden Übereinstimmung: Nach dem Dank für die zwei letzten Briefe bemerkt er: *«Von Ihnen ganz allein höre ich einen wahrhaften Widerklang meiner echten italienischen Freuden.»* Dabei steht Goethe ja mit aller Welt im Briefwechsel, auch mit deutschen Künstlern in Italien!

Wenn nicht alles trügt, haben die beiden in Italien in der Begegnung mit der alten Kunst eine Beseligung empfunden, die für uns Spätgeborene, die wir noch die Maya, Borobudur und was noch in unser Kunst-erlebnis einbauen müssen, vielleicht zu errahnen, aber nicht mehr in dieser Tiefe zu erleben ist. Es hat eben alles seine Zeit.

Am 21. August 1789 war es so weit, und Goethe konnte an Meyer schreiben:

*«Endlich, mein lieber Meyer, kann ich Ihnen sagen, dass ich meinem Wunsch, etwas für Sie zu tun, näher komme. Herder, welcher glücklich zurück ist und Sie herzlich schätzt, hat mir gesagt, Ihr Wunsch sey, noch einige Jahre in Rom zu bleiben und nachher irgendwo ein ruhiges Plätzchen zu finden, wo Sie unter Freunden Ihr Talent üben und ein leidliches Leben führen möchten. Ich kann Ihnen folgendes Anerbieten thun.*

*Wenn Sie noch zwey Jahre bleiben wollen, kann ich Ihnen jährlich 100 Scudi versprechen... Sind die zwei Jahre herum, so kommen Sie zu uns. Für das Reisegeld Sorge ich und Sorge, dass Sie eine Situation hier finden, die Ihrer Gemütsart angemessen ist. Der Herzog, der mich in den Stand setzt, Ihnen dieses Anerbieten zu thun, ist ein Herr, dem Sie anzugehören sich freuen werden. Mir gibt es eine neue Aussicht aufs Leben, dass ich mir nun denken kann, dereinst Ihres Umgangs zu geniessen... von Ihren Arbeiten, wie sie vorwärts gehen, schreiben Sie mir ja und von allem, was Sie glauben, was uns gegenwärtig und künftig erfreulich seyn kann. Da wir nun zusammen gehören, so müssen wir auch unsern Lebensgang zusammen leiten, auf jede Weise.»*

Wie nicht anders zu erwarten, nahm Meyer dieses Angebot dankbar an und entwarf seine Pläne für die zwei Jahre, worin er eine Nachlese in Neapel und neu Florenz vorsah.

Dem herzoglichen Angebot vorausgegangen war übrigens ein Italienaufenthalt der Herzogin-Mutter Anna Amalia, der «Herrscherin» des Weimarer Musenhofes, mit Gefolge und in Begleitung von J. G. Herder. Beide hatten sich mit Meyer mehrfach getroffen und sich überzeugt, dass Goethe nicht zuviel gesagt hatte. Meyer selbst ist in seinem Bericht an Goethe des Ruhmes voll über die gnädige Aufnahme bei der Herzogin und Herders Freundlichkeit – eine wohltuende Ausnahme bei dem notorisch überempfindlichen Herrn.

Als Abschluss ihrer Italienfahrt wünschte die Herzogin, dass Goethe sie in Venedig abhole, schliesslich war er an ihrem Entschluss wesentlich beteiligt gewesen, ja, hätte sie begleiten sollen. Auch Meyer kommt von Rom, was den beiden Freunden Gelegenheit zu ausgiebigem Gedankenaustausch gibt. Der Briefwechsel schläft darauf für längere Zeit ein. Möglicherweise skizzierte Goethe dem Freund bereits seine Pläne für ein Monumentalwerk über Italien, in dem Meyer ein Hauptstück zugehört war, und das die beiden in den kommenden Jahren in zunehmendem Masse beschäftigte.

Im Herbst 1790 erkrankte Meyer an schwerem Fieber, vermutlich demselben, dem sein Jugendfreund und Reisekamerad Koella erlegen war. Er kehrte heim zur Mutter nach Stäfa, wo er sich erholte, und folgte dann Goethes Ruf nach Weimar, wo er im November 1791 eintraf und im Goethehaus das obere Stockwerk bezog.

Unvermutet sah er sich in der Lage, seinem Freund Goethe einen Liebesdienst zu erweisen, den in Weimar nur er leisten konnte: Nach seiner Rückkehr aus Italien nämlich hatte Goethe einen eigenen Hausstand gegründet mit Christiane Vulpius, einem Mädchen aus dem Volke – aus der Gosse, sagte Frau von Stein – und dieses, sein «Bett-, Haus- und Küchenschatz», musste allen Neid und alle Missgunst der brüskierten Gesellschaft und der enttäuschten Mütter heiratsfähiger Töchter entgelten. Meyer, selber ein Mann aus dem Volk, dazu gutherzig von Natur, nahm von den bösen Zungen überhaupt keine Notiz. Er küsste Goethes Frau die Hand wie irgendeiner adligen Dame bei Hofe und wurde für sie ganz ohne Absicht zum Trost in mancher Anfechtung.

Goethe glaubte offenbar, sein Verhältnis mit Christiane sei «antik». In seinem damaligen Selbstmissverständnis als «dezidierter Nichtchrist» war er für eine kirchliche Einsegnung keinesfalls zu haben. Zivilehe gab es noch nicht.

Als Christiane an Weihnachten 1789 eines Knaben genas, wurde Goethe fast närrisch vor Freude – völlig unklassisch –, dafür begabte er den Sohn mit dem erhabensten Namen der römischen Antike: Augustus, zugleich zweiter Name seines herzoglichen Freundes Karl August...

Das «neue Leben» des Italien-Heimkehrers wollte und konnte sich natürlich nicht auf den dichterischen Bereich beschränken – dem war mit der «Iphigenie» und «Torquato Tasso» vorerst Genüge getan –, sondern suchte durchwegs Ausdruck. Schon allein die «Reiseandenken» verlangten eine Umgestaltung der Wohnräume, ja des Hauses. Die Ausstrahlung des edlen Antlitzes der Juno Ludovisi erheischte Raum, wie war erst dem gewaltigen Göttervater Jupiter Genüge zu tun?

Zwar handelte es sich ja nur um toten Gips statt belebten Marmors, aber der Hausherr sah darin die unvergessenen und unvergesslichen Originale und getraute sich wohl, den Betrachtern den Mangel durch seine Erzählkunst auszugleichen. Tatsächlich ergänzt der «Wissende» selbst die blinden Augen der Juno instinktiv mit einem ausdrucksvollen Blick.

Für die Umgestaltung von Goethes Haus *all'italiana* war es nun ein Glücksfall, dass Heinrich Meyer nach Weimar gekommen war und

nebst seinem Lehrauftrag als akademischer Zeichenlehrer die Bauleitung übernahm. Jetzt bekamen Maurer, Gipser und Maler zu tun. Wir werden in der zweiten Hälfte dieser Abhandlung darauf zurückkommen.

Unvermutet störte jetzt die Weltgeschichte Goethes private Pläne, indem er seinen Herzog in der langwierigen Campagne des dt. Reichsheeres gegen das revolutionäre Frankreich begleiten musste. Er hatte wenigstens die Gewissheit, in Meyer einen getreuen Eckhardt als Vorstand seines unkonventionellen Haushalts zurücklassen zu können. Ihre Korrespondenz der Zeit, die erstaunlich gut funktionierte, befasst sich allerdings vornehmlich mit den Bauarbeiten. In seinen zahlreichen Briefen aus dem Felde an Christiane schliesst Goethe seinen Freund unfehlbar in seine Grüsse ein:

Trier, 25. August 1792

*«... Lebe wohl. Grüsse Meyern und sei mir ein rechter Hausschatz...»*

Verdun, 2. Sept. 1792

*«... Behalte mich ja recht lieb, grüsse Herrn Meyer, küsse den Kleinen und iss Deine Kohlrabi in Frieden...»*

bei Verdun, 8. Sept. 1792

*«... Eh wir hier abreisen, wird ein Körbchen abgehen mit Likör und Zuckerwerk; davon geniesse was mit Meyer, das übrige hebe auf...»*

Nach dem schicksalhaften Zusammentreffen Goethes mit Schiller konnte man gespannt sein, wie dieses neue und ganz besondere Freundschaftsverhältnis die Beziehung zu Meyer verändern würde. Die Lösung konnte nicht glücklicher sein: Schiller wurde der Dritte im Bunde und lernte durch Goethe die Qualitäten des bescheidenen Schweizers so sehr schätzen, dass er ihn bei der Herausgabe seiner Zeitschrift «Horen» um Beiträge anging.

Wenige Jahre später dokumentierten die Freunde ihre Sinnesverwandtschaft durch ein gemeinsames Signet: WKF (Weimarer Kunstfreunde) auch äusserlich.

*Napoleons Strich durch Goethes Italienpläne – Endstation Stäfa*

Der «in den Norden geworfene griechische Geist» Goethes – so Schiller – vergass Italien nicht. Das Konzept für das Universalwerk über Italien war unterdessen auf achtzehn Seiten angewachsen. Es handelte sich um nichts Geringeres als... um eine weitspannende Kulturgeschichte, die in Charakter und Schicksal des Italieners ebensowohl die Besonderheiten einer durch Gebirge und Meer geschlossenen Halbinsel wie den Einfluss bald kriegerischen, bald friedlichen Zustroms aus der Fremde aufdecken sollte, die, aus sagenhafter Vorzeit die Stufen der Geschichte herniedersteigend, den Bau der Städte, die Entwicklung der Staaten, Ursprung und Zerfall des gigantischen Römerreiches vor Augen führte, die keine Seite des privaten und öffentlichen Wesens unbeachtet liess, das bewegliche Volk bei Arbeit und Tanz, vor Richterstuhl und Heiligenbild aufsuchte, das spielende Mädchen, den Ackersmann, den Handwerker, den Gelehrten einbezöge. Das Ganze zu krönen, sollte das Bild des gewaltigsten Kunstkörpers enthüllt werden, den die Menschheit gesehen; aus der Aufzählung, Beschreibung, Würdigung all der grossartigen Werke, aus der verstandesmässigen Kritik der technischen Behandlung und der wissenschaftlichen Durchdringung des gesamten Stoffes sollte sich Schönheitsgefühl und Kunstverständnis erheben, der erhabene Geist der Antike würde heraufbeschworen und in edler Einfalt und stiller Grösse vor die erschauernde Seele des Betrachters treten.

Zwei Jahre sah Goethe vor, während deren Meyer die wichtigsten Bauten, Plastiken und Gemälde der Halbinsel erfassen, sichten und beschreiben würde. Danach, 1797, wollte er nachkommen. Heinrich Meyer, glücklich über seinen Auftrag und den Auftraggeber, erfüllte sein Programm in gewohnter Sorgfalt. Hunderte von Steckbriefen und Zeichnungen von Kunstwerken entstanden. Fast ein Jahr weilte er in Florenz und «entdeckte» dabei Massaccio. Sein frischer Bericht darüber zeigt, wie offen er für neue Eindrücke trotz der eher systematischen Alltagsarbeit geblieben war.

Andererseits scheinen Goethe gewisse Zweifel über den Umfang der ihm vorbehaltenen Teile beschlichen zu haben. So ermunterte er Meyer, sich nicht zu eng auf die künstlerische Sphäre zu beschränken, sondern alles zu notieren, was dem gemeinsamen Werke dienlich sein könnte. So begann Meyer auch auf Erscheinungen des Volkslebens zu achten und riskierte sogar eine Landschaftsbeschreibung von Fiesole bei Florenz, die als kleines Kabinettstück gilt und in deutsche Lesebücher aufgenommen wurde. In der Tat hatte sich Meyers Stil im Laufe der Jahre an Goethes

Stil gebildet, zudem ist Fiesole heute noch – besonders im Frühling – eine Gegend, die selbst eine mittelmässige Feder beflügeln kann!

1796 geschah es: Napoleon fiel in Italien ein, schlug die Savoyer und die Österreicher, stürzte die Patrizierherrschaften in Genua und Venedig, eroberte Rom und Neapel und rief die Ligurische, die Cisalpinische, die Venezianische, die Parthenopäische Republik ins Leben. 1797, im Frieden von Campo Formio und Rastatt, anerkannten Österreich und das dt. Reich diese neue Ordnung, nebst vielem anderem.

Goethe traute sich zwar eine Italienreise trotzdem zu, wie er in einem Brief ausdrücklich festhält; an die Abwicklung eines geordneten Programms innert nützlicher Frist war jedoch nicht mehr zu denken. Als nun Meyer aus Florenz von seiner schweren Erkrankung berichtete und nach Stäfa heimzukehren verlangte, entschloss sich Goethe kurz, Italien vorderhand fahren zu lassen und seinen Freund in dessen Heimat Stäfa zu treffen. Er machte sein Testament, bestellte Vormund und Testamentsvollstrecker und reiste mit Frau und Kind nach Frankfurt zu seiner Mutter, welche Christiane und ihr Kind herzlich willkommen hiess. Dann reiste er allein weiter, über Stuttgart, Tübingen nach Zürich, wo ihn Meyer am 20. September in Empfang nahm.

---

Quellenangaben folgen mit dem Abschluss der Arbeit im nächsten Jahrbuch.

## Dr. Hans Hasler

1877–1954



ist in der Mutzmalen in Stäfa geboren. Seine Eltern besaßen ein bäuerliches Heimwesen. Hans, der älteste von drei Buben, kam achtjährig nach Ürikon in den Storbühl zu seinem Götti, Johannes Schult-hess, dem Bruder seiner Mutter. Er besuchte die Primarschulen in Ülikon und Ürikon, die Sekundar-schule in Stäfa.

Nach vier Jahren Leh-rerseminar in Küsnacht (1893–1897) wirkte er zu-erst als Vikar in Ürikon,

Zürich und Lipperschwendi-Bauma, später als Verweser an der Acht-klassenschule in Auslikon-Pfäffikon, schliesslich als Primarlehrer in Zü-richt.

In Südfrankreich und Zürich holte er sich das nötige Rüstzeug für den Sekundarlehrer. Nach seiner Pensionierung kehrte er vom Schulhaus Zürich-Aussersihl zurück nach Ürikon in das Haus seiner Jugend an der Alten Landstrasse, das er inzwischen hatte erwerben können.

Hier entstanden nebst etlichen unveröffentlichten Erzählungen seine zürichdeutschen «Bilder vom Zürisee»:

*Schiff und Schiffflüt  
Fischerei  
Von Räben und vom Wü  
Usem Pureläbe*

Eine Kostprobe aus seinem Wirken in der zweiten Lebenshälfte sind seine Erinnerungen an die Seminarzeit.

## Erinerige a mini Seminar- und Junglehrerziit

S Vänneri-Hanise-Schange-Hans wot also is Seminar. Oder *mues* er is Seminar? Es ischt nüd gliich, eb er freiwillig oder zwunge gaht. Dä Räbpuurepürschtel hät aigetli öpis ganz anders als Lehrer wele werde. Nüd öpe Puur, nä näi, zu dem hät en niemert aagmacht, und au er sälber hät gseh, dass mers mit de Räbe nüd cha fürschi bringe. Fascht alles, won e chli über drü hät chöne zele, ischt dazmal vom Purestand ewäg i Fabriken und Büro gloffen, und d Stadt Züri hät scho da d Lüüt vom Land a- und ufgsoge wien en trochne Schwum s Wasser. Dem junge Hans hät bi sim Entschluss, Lehrer z werde, s Bescht gfehlt: d Bigaisterig für de Pruef! Aber es hät ghaisse, er chön under Tach schaffe-n-und das sei grad rächt für en Rheumatiker, und s Vänneri-Hanise-Schange-Hans ischt a d Ufnahmsprüefig as kantonal Seminar z Chüsnacht, usgrächnet am Fasnachtmändig 1893. Dä Tag isch em e chli gspässig vorcho, er hät für ernschthaf Sache nüd grad passet. Item, er ischt aagnah worden und hät afangs Maie müesen iirucke.

Mer ischt dazmal na uf em See graist. Am e schöne Morge hät sich de jung Purscht mit siner gäle Holzguferen igschiffet und ischt mit sim Vater und mit dem Götti de See abfahre. Das hät em gfallte. Uf em See und a Land ischt Läbe gsi, und mer hät nüd gnueg chöne luege. Tampfschiff, Ledene, Sägelschiff, Halbnah\*, Waidlig, Gränse, Schüsser\* sind umegfahren und fascht i jeder Haab Schiff usgladen und i jedem Dorf uf eme Seeplatz vo Staimetze gross Wölf und Binder\* bhaue worde. – Bim Stairad z Herrliberg nämmed mer z Nüni und lueged d Wält um is ume gnauer aa. Si ischt scho e chli anderscht als bin eus obe. Uf der Herrlibergersiite häts zwar ja au Räbe, Räbe so wiit mer gseht. Überäne chunt s Holz nääch a Horgen abe, tunkli Tannewälder, vor is liit d Stadt Züri im Touscht, aber gäge Süde stah chlar und mächtig d Alpewält, vil gwaltiger als bin eus obe. Mer ässed und schänked us der Chante chrallige Seewi i de Gleser. Aber nu mit Znüniässe-n-und Stuune chömed mer nüd wiiter, also wider a d Rueder. Es lüüt Mittag, wo mir deet, wo de Heslibach in See ine lauft, länded und usstiiged. Dur d Bäum dur

---

\* Halbnah = kleines Led. – Schüsser = leichtes Boot aus 3 Brettern. – Binder = Ecksteine bei Hafemauer.



gseht mer d Chüslechter Chile-n-und bald hämer die Lüt gfunde, wo mich i Choscht und Loschi wänd näh. Mir gönd zun euserem Schiff zrug und fahred i d Zehntehaab z Chüsnacht. Vo deet träged mer mi gääl Holzguferen i das chli Zimmerli a der Iltisgass, won jetzt für mich Stuben und Chamer in aim mues si. Und dän fahred Vater und Götti wider haizue und lönd das Pürschtli elai, aber Liib und Seel wänd bin em usenand; de Hans stah und gaht wol uf Chüslechterbode, aber si Gidanke fahred mit Vater und Götti de See deruf.



*S Seminar.* – Scho wot s Haiweh cho. De Pürschtel ischt bis jezt na nie elai furt gsi, und jezt chömed sozsäge Schlag uf Schlag neu, fröndi und ungwonti Erläbnis. Us em Oberland rucked i d Näbetchamer zwe gross Purschten i, wo scho i die zwait Seminarklass gönd. Si muschtered de churz gwachsen Aschpirant und mungled öpis vo «strecke». Was das set si, waiss i nanig, chum es aber scho na z merken über. Bim Nächtässe gits neu Instrukzione; ich mues die grosse Herre tuuze; dass si mich tuuzed, schint mer selvverständlich. Si seied Super, sägeds; ich sei en Ferkel. Pots ebigen abenand, da hät alles Protistiere nüt gnützt. «Wol», hän i bi mer sälber tänkt, «die dihim werded lose, wän sis vernämed, dass is nüd witer als i d Tierklass bracht hä. Euseri Choscht- und Loschifrau hät eus gsiet wie Herren und hät doch gwüss müese luege, dass si bin euserem Wolfshunger bi zwölf Franke Pangsionsgäld pro Wuche – wisse Seewii y compris – nüd z arme Tage cho ischt. Dän händs dem Chnäbli na die erschte Bigriff vom Seminarcomang bibracht. Euseri Husfrau sei eusere Choschtlöffel, ich heb da nüd es Chämerli, dem säg mer Buden und euseri sei d Makerönlibude, dass i das ain für alimal wüssi. Won i ganz tuuch gmaint hän, ich heb Taigware scho gern, aber möcht nüd nu mit Makeronen abgfüeteret werde, häts ghaisse, es gäb dän schon na anders, au Gaissbockbrate, ecätera. – Won ich z Nacht in «Kahn gstige» bin – min Wortschatz ischt a dem Tag schon ordli gwachse – hän i na lang eme Gsang zuegloset. Us den offne Faischtere von ere Wiistuben a der Seestrass sind alerlai Lieder cho, aber kaini us eme Chilegsangbuech.

Der Papst lebt herrlich in der Welt,  
er lebt von seinem Ablassgeld,  
er trinkt den allerbesten Wein,  
und doch möcht ich nicht Papste sein.

Ach nein, er ist ein armer Wicht,  
ein schönes Mädchen küsst ihn nicht,  
er schläft in seinem Bett allein,  
drum möcht ich doch nicht Papste sein.

Der Sultan lebt in Saus und Braus,  
er lebt in seinem Frauenhaus,  
er hat die schönsten Mägdelein,  
und doch möcht ich nicht Sultan sein.

Ach nein, er ist ein armer Mann,  
lebt er nach seinem al Koran  
so trinkt er keinen Tropfen Wein,  
drum möchte ich nicht Sultan sein.

Drum, Mädchen, gib mir einen Kuss,  
so bin ich gleich der Sultanus,  
schenk mir den besten Becher Wein,  
so kann zugleich auch Papst ich sein  
ecätera...

Wie hät dä Purepürschtel da d Ohre gspitzt. Das ischt i Wort, Rhythmus und Ton friili öpis anders als zum Bischpil: Goldne Abendsonne... Aber es hät mer gschine, Tägscht und Melodi passid guet zu dene junge, frische Stimme, wo mi äntli mit irem «Schwarzen Walfisch zu Askalon» im sanfte Walzertakt in Schlafgwieget händ.

Am Morge vernimm i, die Sängler seied Viertklässler gsi, si hebed bi der «Emma» en Abigschoppe gnah.

Der erscht Tag z Chüsnacht hät i mim Läbe e neus Tar\* ufta. Es ischt dem chline, schüüche Landchnab ja alles na neu und gspässig vorcho. Scho d Sunn ischt am lätzen Ort ufgange, im Norde, statt wies de Bruuch und rächt ischt, im Oschte. Er tänkt im erschte Momänt halt nüd dra, dass de Zürisee i sim undere Tail en anderi Hauptrechtig hät als im obere. Rächtzig ischt er is Seminar, mit sine bschlagne, grobchlotzige Schuene dur die lange Gäng gstofflet, dass es nu e so tönt und im e chli Muet iighämeret hät. Er suecht sis Klassezimmer 1a. Deet trifft si e Gsellschaft von über drissg Altersgnosse, die maischte Landchnabe, mer gsehts an irir Aleggig und an ihrem zahmere Wäse; die andere, gfitzte,

---

\* Tor.

vigelante sind allwäg vo Züri. Z vorderscht sitzed still und schüüch e par Töchtere. Dur die lange Gäng laufed au Seminarischten us obere Klasse, die ainte mit Schnäuzen und Bärte, so dass mer mängsmal chuum druus chunt, ob mer en Schüeler oder en junge Seminarlehrer vor si hät. So chunts, dass au ich emal e paar Viertklässleren i d Hand laufen und von ene gstreckt werde. Es hät mi schüüli gschämt, wo mich zwe an Händen und Füsse packed, lupfed und ebe «strecked». Aber wo si mich wider abstelled und mit e paar liebe Worte lönd gah, merk i, dass die Sach nüd bös gmaint und nu en Gspass ischt.

*D Seminarlehrer.* – Dazmal sind vo dene vier Klasse drei topplet gfüert worde. Chüsnacht hät rund 200 Seminarischte ausgebildet. Am e Lehrer-seminar seted, so maint mer, alles erschtklassig Pädagoge si. Es stahnt mer nüd a z richte; all sind mir gägenüber lieber und güetiger gsi, als ichs verdienet han. Aber e so vil törf i wol säge, dass nüd all als Erzier vo künftige Erzieren e so gsi sind, wie mers gern als Vorbilder gha het. Sunderhaitli in Chunschtfächere hät s Seminar nüd aliwil Lüüt gfunde, won iri Chunscht guet und gschickt händ chönen ire Schüelere witer Gä. Dem Seminar ischt de Tokter *Heinrich Wettstein*\* als Diräkter vorgstande. Ich bi fascht e chli erschroke, won i ghört ha, dass en mini eltere Mitschüeler als «Alte» titulired. Aber bald hän i gmerkt, dass all oni Usnahm nu mit grosser Achtig von im reded und dä «Alt»-Titel en anderi Bidütig hät als suscht. Us sine graublauen Auge hinder ticke Brülleglesere hät Ernscht, aber au väterlichi Güeti glueget. Wäge Chran- ket chan er eus erscht nah de Sumerferie Botanikstunde Gä. Mit ruehig- lange Schritte, d Händ uf em Rügge wien en Puur uf sim Sundigspazier- gang i d Güeter use, lauft er d Bankraien uf und ab und katechisiert. E so hät er eus Landchnabe chöne phacken und interessieren und dur gschickt Fragen aliwil wider feschtgstellt, ob d Sach au richtig erfasst und verstande worde sei. Das hät er jedesmal bald gmerkt und blosses Wortbruuche churz als «Phrase» erlediget.

Jezt na lit mer de Ton vo sim Reden im Ohr; fascht lislig, farblos, häts aim zum Ufpasse zwunge. Es ischt gsi, wie wän ers merke würd, wän aine i Gidanken e chli näbetuse gspaziert ischt; er hät en mit ere churze Zwüschetfrag bald erwütscht und wider ufs rächt Glais zwunge. Näbet dere rächten und girächte Strängi im Unterricht ischt er en milde

---

\* Bedeutendster Seminardirektor und Schulmann seit dem Gründer-Direktor Thomas Scherr.

Diräkter gsi und hät mängen übermüetig Jugetstraich verstanden und nüd schwerer gstrafft, als unbindingt nötig gsi ischt. Ja, e so ischt euseren «Alt» gsi; heted mer nu meh derig! – Aber au si Kolege sind im Grund gna alles liebi Lüüt gsi; drunder e par Original, wo mer es äxtra Kapiteli chönt überschribe.

*Seminarläbe.* – De zürcherisch Volchsuellehrer hät sid de 1830er Jahre nüd nu als Erzier von Chinde, er hät au als Kulturträger bi Erwachsene vil gulte. Er ischt in Dörfere, i der «Provinz» usse Gsangsverainsdirigant, Oberturner, i Verainsvorstände sunderhaitli Schriber gsi, und mer hät uf sis Wort glosset. Es ischt drum e gueti Idee, scho d Seminarischte im Verainswäse la praktiziere. De Turn-, Stenografe-, Läsverain händs sälber organisiert und glaitet und so im Verainswäsen Üebig übercho. Der *Chorgsang* (Männer- und Gmischte Chor) ischt under eme Musiglehrer gstande, s *Orcheschter* hät en musikalische Viertklässler dirigiert. O das Seminarorcheschter! Wie mänge Samschtagnamitag bin ich a sine Probe gsi und hän zueglosset! Zum Mitspile hät mi Instrumäntalmusig laider nüd glanget. Das Orcheschter hät mir d Ohre für Musig ufta, won ich bis jezt nu öpe vo Ritschuelorgelen a Chilbene ghört ha. Bellini, Rossini, Boieldieu und anderi alti Maischter sind i Uwertüre gspilt worde. Das Orcheschter hät fascht vollständigi Instrumäntierig: Gige, Bratsche, Cello, Contrabass, Flöte, Clarinet, Trumpete, nu Horn, Oboe, Fagot und s Schlagzüg händ gfält. Am Schluss vom Schueljahr wird i der Turnhalle konzertiert; Gmischte Chor, Männerchor und s Orcheschter zaiged iri Chünscht. – D Viertklässler händ au na Glägehait gha, als *Stenografielehrer* s Glehrti diräkt witer z Gä. Mer hät dazmal nanig ales, won i Tüütschland gulte hät, nae gmacht, wie später. Deet ischt nach Gabelsberger, bin eus nach Stolze Stenografi glehrt worde. Aber mer hät s System aliwil na verbessert, und mir sind i die Zit inecho, wo Neu-Stolze im Schwung gsi ischt. Ja, au das ischt wider überholt worde dur das aistufig System Schrey. De Stenografeverain «Cuosa» Chüsnacht und e par «Schreyaner» händ uf die Erschtklässler Jagt gmacht. I Kurse sind die junge Seminarischte von alten i d Chunscht vo der «Kurzchrift» igfüert worde. Da hämer grad e zwiafachi Konkuränz: die gägesitig von junge, d Sach gli z bigrifen und z chönen, und dän die von Kurslaitere, gschickt und «pädagogisch» z underrichte. D Schüeler händ für jedes vergässe Sigel (Abchürzige) en Feuer Buess zahlt. Das häts glehrt ufpasser; en Feuer ischt dazmal im e so e tünne Seminarischtegäldseckli na öppis wert gsi. Und die vile Feuer sind zletscht am Änd wider dene Stenografielehrbuebe z guet cho. Es Wett-

schriben am Schluss vom Kurs hät zaiget, wer schön und korräkt, aber au wer gschwind stenografiere glehrt hät. D Siger händ chlini Pris übercho, wo mer eben us dene Sigelbuesse gkauft hät.

En anderi Eriniger füert mi an Tampschiffstäg abe. Es hät vil Volch da une, d Viertklässler chömed von irer zähtägige Rais zugg. Deet stönds äng binenand mit ire brune, vo Gletscherluft verfätzte Gsichtere; an ire lange Stücke blüet en Alperosestruss, iri Auge glänzed und namal tönt ires Lied: «In die Alpen hinein, in das herrliche Land, in der Berge dunkelschattige Wand...» – Gäg de Herbschtferien ane chömed au mir öpe so en truckte Raispricht, verfasst und illustriert vo Viertklässlere, z gseh über. Mer wird gluschtig und freut si scho zum vorus uf die Rais i drei Jahre.

Herbscht und Winter sind cho und dermit für Dritt- und Viertklässler Repetizione für d *Konkursprüefige*. S Konvikt im Seminar Chüsnacht ischt scho sid Jahrzähnten ufgehobe, aber d Freihait i der Wahl vom Choschtort bringt nüd jedem Seminarischt Voortel. E so jungs Volch mues na öper ha, wos im Notfal e chli z rächt wist und zum mindschten e guets Bischpil git. Aber es hät ebe nüd e so vil ideal Familie z Chüsnacht gha, wo Seminarischte gna händ. Die maischte Choschtlöffel sind uf das Seminarischtefuetergäld agwise, es hät enen en Zuestupf an Huszeis oder an aigne billigere Tisch gä. Si händ die «Herre» Seminarischte la machen und sind froh gsi, wäns si si nüd händ müese ums chümbere. Drum isch es dän au öpen e so cho, dass Seminarischte, statt der Ufsatz z mache, na de Jasscharte glanget händ und erscht im letschte Momänt, gäge Morgen ane, wäns bald wider händ müesen i d Stund, mit irer Ufgab fertig worde sind. Niemert von Choschtlöffle het da Ornig gmacht, und wahrschinli heted sich d Seminarischte au nüd vo jedem la z rächt wise. Aber es ischt dän scho gäge d Gsundhait gange, wän die ainte näbet ire gwönliche fascht vierzg Wuchestunde und ire Husufgabe Tag für Tag bis am elfi, zwölfi z nacht «g'ochset»\* und scho wider am Morgen um vieri, feufi mit dem Schanze witer gfare händ. Ich sälber häs nüd e so scharf tribe, aber uf der Makerönlibude bin andere gseh.

Adie Seminarzit! Si hät euserer Klass dur Lehrerwächsel kai Glück braacht. Lehrer, wo mir gern gha und bi dene mir mit Ifer gschaffet

---

\* Doppelsinnig: die Wirtschaft zum «Ochsen» steht nahe beim Seminar!

händ, sind gstorbe (Diräkter Wettstein) oder a d Kantons- oder Hochschuel übere (Heuscher, Hescheler) oder nüd gwelt worde (Walter Wettstein). Mit de neue chömed mer nie in e rächts Verheltnis. Drum händ glaub i all uf s Änd vo der Seminarzit planget.

*Lehrer.* – «Si werded uf Iri Presänzzit verpflichtet, mer tüend Si dän scho an en Ort hi, wo Si Iri Hörnli chönd abtosse», das ischt de Pricht vom Erzieigssekretär gsi, won i mi ha welen is Usland verabschide. Mer hät dazmal Lehrerüberfluss gha, im Früelig 1897 sind na fascht al Absolvänte vom Schueljahr 1896 oni Stell gsi. Die mit guete Patäntnote händ im In- oder Usland törfe witerstudiere, die andere sind als Vikar für 20 Franke Wucheloh go spette. Min Vater hät gmaint, mis Schuelmaischtere sei nüd bsunders rändabel, ich brächts als Purechnächtli witer. Aber es ischt doch e schöni und luschtigi Zit gsi, da und det im Kanton ume für en chranknen oder militärpflichtige Lehrer go Schuel ha. D Chind sind lieb gsi, und dem junge Ma häts bis i d Zeen abe wol ta, wän er uf em Land e so früntli mit «Herr Lehrer» grüesst worden ischt. Im Aprile 1898 übertrait mer d Erzieigsdiräktzion als Verwäserei e Schuel, won i ebe «mi Hörnli abtosse» cha, i sächs Klasse gäg de sächzg Schüeler, derzue e grossi Rebidier- und Singschuel und e Gmaind, wo dem frünenere Lehrer die chli Zuelag zur Helfti uf es Sparheftli izahlt hät und jezt nüd wot usegä.

Aber die säbe Jahr, won i det zuebracht hä, ghöred zu mine schönsten im Läbe. Frili, z schaffe häts gä, aber ich hä mi mit Freud a mi Arbet here gmacht und hän bi der Lehrerschaft e Kolegialitet gfunde wie sidher nie meh. *Kapitelversamlige* sind Glanzpükt. Mer händ drei im Jahr: s Winterkapitel ischt i Säkzionsversamligen ufglöst. Wäns derna im en Egge vom Bizirk gulte hät, hämi scho vor de feufen am Morge müesen uf d Bai mache. Am e schöne Früehsumer- oder Herbschttag ischt das e Freud. Mer schwingt de Bakel\* und pfift und singt mit de Vögle. Im Nachbar Dorf wartet scho de Koleg, und i Grüplene ziend die Lehrer vo ale Site an Versamligsort. Underwägs erchernled die ainte ganz ernschthaf pädagogischi Problem, anderi prichted von iren Erfahrigen im erschte Schueldienscht und dritti sprächled vilicht von allgmain mänschliche Erläbnisse. Churz na den achte träted die Kolege im e Schuelzimmer zum Gsang a.

---

\* Stecken.

Si simer jezt na im Gedächtnis, die Lieder, won al mit ganzer Inbrunscht gsunge händ: «Lasst freudig fromme Lieder schallen, in Gottes hehrem Heiligtum, ihm fühlen wir die Herzen wallen, in Dank, Anbetung, Preis und Ruhm...» oder: «Wer singt nicht gern, wo Männerkraft sich auf im Liede schwingt...» oder: «Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt...» usw. – Und dän ischt gredt, diskutiert und votiert worden, und die alte «Pädagogiker» händ si gfreut, wän au Grüenschnäbel mitgmacht händ, und sind in Ifer cho, wän die jung Wält gmaint hät, mer machs jezt nümen e so und si heb jezt d Lösig von alne Rätsel binene.

Aber wäns au bi dene Disputationen öpe rot Chöpf Gä hät, so hät mer doch ufenand gloset und mitgmacht bis zum Schlussgang und ischt dän in Hirsche, Leuen oder Wilde Ma übere zum Mitagässe. Da sind die erhitzte Gmüeter wider rühiger worde. D Chuchi hät nüd rächt möge nae, aber defür sind Kolege denand näächer cho; si händ mitenand plauderet und vil, vil gsunge. Ja, ja, das hät mer de Lehrere us säber Zit und sunderhaitli denen im Züri Oberland nüd äxtra müesen aadingen und zwüschet: «Im Pokale klaren Wein...» und «Wem bring ich wohl das letzte Glas?...» hät e ganzes Repärtoar vo Freihaits-, Vaterlands- und Liebesliedere frisch i d Wirtsstuben und dur die offne Faischter is Dörfli use tönt.

## Der Vorstand nimmt den Hammer zur Hand...

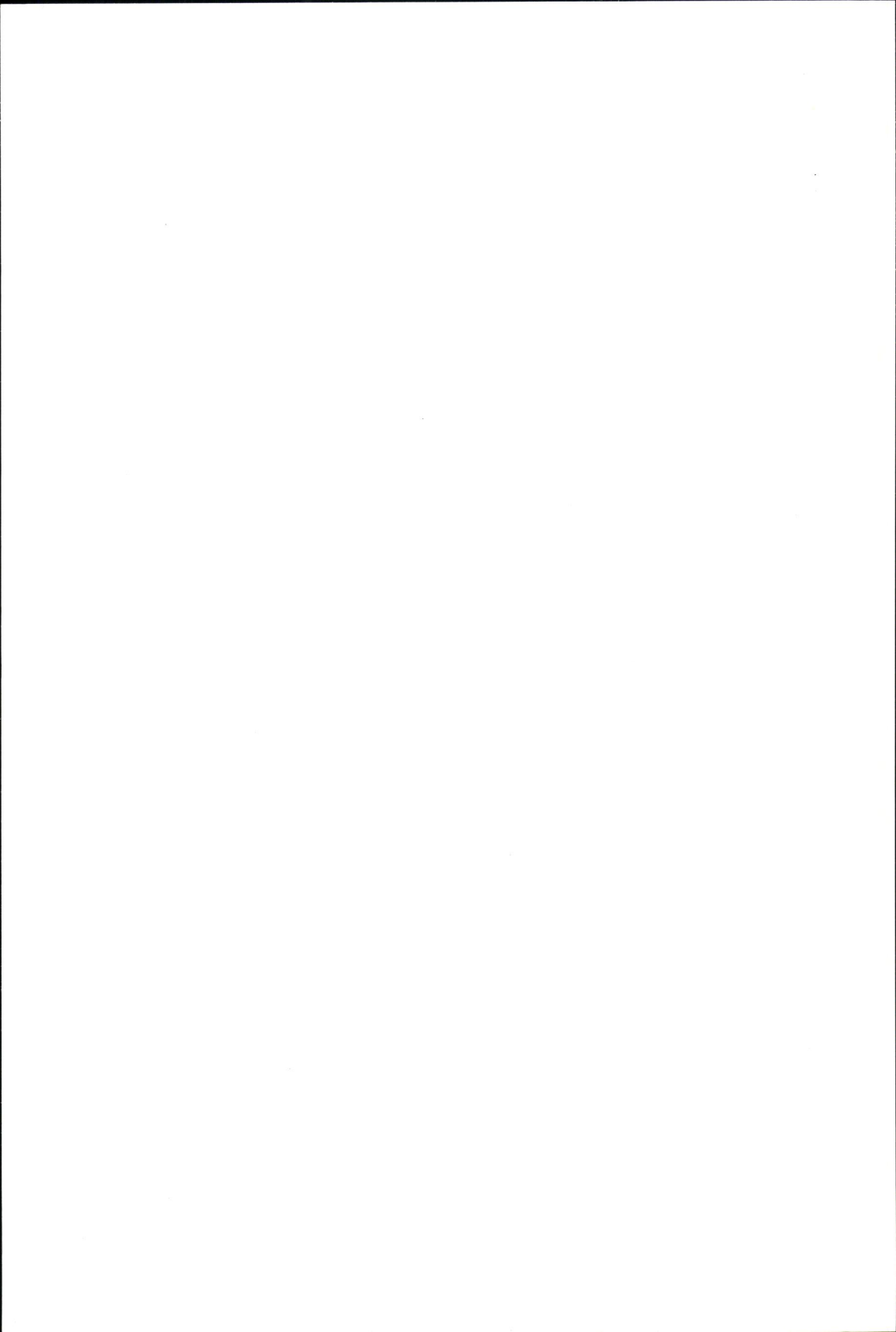
Alte Dächer haben ihre eigene Kurzweil, wie jeder weiss, der schon im Tessin fotografiert hat. Dass auch alte Tonplattenböden einen eigenen Charme besitzen, dies wissen nur Denkmalpfleger und einige Liebhaber, denn die alten Tonplatten sind im Abgang, moderner Ersatz ist oft unbefriedigend, und echten Ersatz gibt's – wie der Engländer sagt – nur einmal in einem blauen Mond. Andererseits haben Zementböden seit ihrer Erfindung nie ästhetische Ansprüche erhoben und geben dem Denkmalpfleger kalte Füsse.

Bei uns kam letztes Jahr alles zusammen: Ein Zementboden, zwar alt genug, jedoch unhistorisch, dafür in hohem Masse defekt und wegen der Rangerhöhung des Wehrganges im Ritterhaus zu Office/Küche für Kellerfeste in eben dem Masse verbesserungsbedürftig. – Der blaue Mond schien uns und leuchtete auf echte, alte Tonplatten aus dem abgebrochenen Haus des Zürcher Scharfrichters. Natürlich waren es nicht genug, denn der Scharfrichter wohnte enger als die Herren Ammänner von Üriikon. Immerhin waren es genug für eine erste Etappe. Da solche Raritäten keinen Preis haben, wurden sie uns vom Kanton geschenkt, vermutlich nach einem kurzen Blick auf die Liste unserer kant. Subventionen seit 1943. Gäbe es da einen Bescheidenheitswettbewerb, wären wir darin so edelmetallverdächtig wie der Pirmin und das Vreni beim Skifahren.

*Einen* Haken hatte die Geschichte: Beim Ausbau der Tonplatten hatte so viel Sorgfalt gewaltet, dass eine ganze Menge Mörtel mitgekommen war. Der haftete noch und musste vor der Wiederverwendung der Tonplatten entfernt werden. Unverlegen entschloss sich der Präsident, den Vorstand einmal manuell zu aktivieren und bot auf einen Samstag-nachmittag zu einer Mörtelabschlagsaktion auf (s. Tätigkeitsbericht). – Das helle Klingen der Tonplatten unter den mehr oder weniger zielsicheren Hammerschlägen ergab ein munteres Konzert, einen wahren Aufsteller, so dass zwei Sabotageversuche in der fröhlichen Stimmung glatt untergingen. Eine Dame aus der Nachbarschaft empfand nämlich unser Hämmern als akustische Immission zur Unzeit – der 5-Tage-Betrieb auf dem Werkplatz deckte ihren Lärmbedarf vollkommen, meinte sie – und erkundigte sich mit säuerlicher Miene nach der Ursache unseres ungewohnten Tuns. Zu ihrem und unserem Heil geriet sie an unsern Hobby-Charmeur, ein (angeheiratetes) Ausschussmitglied; sie verliess den







Schauplatz begeistert von der Nettigkeit der Leute und deren Idealismus, «den es heutzutage doch noch gibt...» – Beim zweiten Fall war es die Tücke des Objekts, i. e. des Hammers, der die zarten Finger eines unentbehrlichen Ausschussmitgliedes roh traf. Es kam nicht zum Blutbad, aber der rote Lebenssaft suchte und fand doch den Weg ins Freie, um zu entweichen. Auch für solche eher seltene Fälle ist der Ausschuss gerüstet: Eine Ärztin, alias Aktuarin, sorgte für kunstgerechte Wundversorgung und applizierte am folgenden Montag noch eine Tetanuspritze, so dass das Ausschussmitglied für die nächsten zehn Jahre gesichert ist. – Den Supertreffer gewann allerdings der Presseemann des Vorstandes: Sein Bildbericht in der «ZSZ» verschaffte uns von einem bewährten Freund der Ritterhausvereinigung den gesamten fehlenden Rest an Tonplatten, bereits mörtelfrei und geputzt!

A. E.

# Jahresrechnung 1987

## A. VEREINSRECHNUNG

(vom 1. März 1987 bis 29. Februar 1988)

### Einnahmen

#### A. Allgemeines

Zinsen angelegter Gelder . . . . .		2 554.20	
Beiträge öffentlicher Güter:			
Gemeinde Stäfa . . . . .		500.—	
Mitgliederbeiträge:			
Lebenslängliche Mitgliedschaft . . . . .		—.—	
Ordentliche Jahresbeiträge . . . . .		16 095.50	
Geschenke und Zuwendungen:			
E. Jagmetti, Zürich . . . . .	200.—		
Bank Leu AG, Stäfa . . . . .	200.—		
Diverse . . . . .	<u>160.—</u>	560.—	
Verkauf von Jahrheften, Karten usw. . . . .		<u>286.—</u>	19 995.70
<i>B. Liegenschaften</i>			
Mietzins Ritterhaus . . . . .		10 000.—	
Mietzins Burgstall . . . . .		34 320.—	
Mietzins Kapelle:			
Ref. Kirchgemeinde . . . . .	1 500.—		
Röm.-kath. Kirchgemeinde . . . . .	750.—		
Aus Betriebsrechnung . . . . .	<u>2 500.—</u>	<u>4 750.—</u>	<u>49 070.—</u>
Total Einnahmen . . . . .			<u>69 065.70</u>

## Ausgaben

### A. Allgemeines

Verwaltungsausgaben . . . . .	—	
Jahresberichte . . . . .	12 739.65	
Diverse Auslagen und Drucksachen . . . . .	<u>4 094.35</u>	16 834.—

### B. Liegenschaften

Schuldzinsen		
Hypothekarzinsen . . . . .	9 884.40	
Zins Kapellenfonds . . . . .	<u>797.—</u>	10 681.40
Unterhalt Liegenschaften		
Burgstall . . . . .	3 546.80	
Ritterhaus und Kapelle . . . . .	<u>9 876.—</u>	13 422.80
Beleuchtung und Heizung . . . . .	1 082.55	
Gebühren, Abgaben, Versicherungen . . . . .	1 653.50	
Unterhalt Brandmeldeanlage . . . . .	<u>1 063.40</u>	27 903.65
Total Ausgaben . . . . .		<u>44 737.65</u>

## Abrechnung

Total Einnahmen . . . . .	69 065.70
Total Ausgaben . . . . .	<u>44 737.65</u>
Zwischenstand . . . . .	24 328.05
Einlage in Renovationsfonds . . . . .	<u>24 300.—</u>
Mehreinnahmen 1987/88 . . . . .	<u>28.05</u>

## Bilanz per 29. Februar 1988

### Aktiven

Kontokorrent Sparkasse Stäfa . . . . .	108 668.15	
Sparheft Bank Leu AG, Stäfa. . . . .	6 881.35	
Postcheckkonto . . . . .	<u>1 568.35</u>	117 117.85
Diverse Guthaben. . . . .		1 393.95
Liegenschaften* . . . . .		260 000.—
Mobilier. . . . .		<u>1.—</u>
Total Aktiven . . . . .		<u>378 512.80</u>

### Passiven

Hypotheken . . . . .		260 000.—
Rückstellung für Renovationen		
Saldo 1986/87. . . . .	18 650.—	
Einlage aus Betriebsrechnung . . . . .	15 000.—	
Einlage aus Vereinsrechnung . . . . .	<u>24 300.—</u>	57 950.—
Rückstellung Rechnungen . . . . .		12 999.55
Kapellenfonds: Schuld inkl. 4% Zins. . . . .		21 123.30
Reinvermögen. . . . .		<u>26 439.95</u>
Total Passiven. . . . .		<u>378 512.80</u>

### Ausweis

Vermögen am 1. März 1987 . . . . .		26 411.90
Mehreinnahmen Jahresrechnung . . . . .		28.05
Reinvermögen am 29. Februar 1988 . . . . .		<u>26 439.95</u>

---

\* Assekuranzwert der Liegenschaften (unrealisierbare Aktiven) Fr. 3 476 900.—.

## Kapellenfonds

Vermögen am 1. März 1987 . . . . .		21 117.30	
Spenden bei Privatanlässen (Hochzeiten) . . . . .		764.65	
Gabe Evang.-ref. Kirchengutsverwaltung Stäfa . . . . .		400.—	
Orgelbenützung . . . . .		246.—	
Zinsgutschrift 4% . . . . .		797.—	
Zwischenstand . . . . .		<u>23 324.95</u>	
Aufwendungen:			
Generalstimmung Orgel . . . . .	348.—		
Ersatz Steinplatten . . . . .	734.35		
Malararbeiten Türen . . . . .	918.—		
Prämienanteil Geb.-Vers. . . . .	201.30	<u>2 201.65</u>	
Vermögen am 29. Februar 1988 . . . . .		<u>21 123.30</u>	

Ürikon, 14. März 1988

Der Quästor: *Fred Haab*

---

## Bericht der Kontrollstelle

an die Generalversammlung der Mitglieder der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa

Sehr geehrter Herr Präsident  
Sehr geehrte Damen und Herren

In Ausübung des uns von der Generalversammlung erteilten Auftrages haben wir die vorliegenden Jahresrechnungen 1987 (Vereinsrechnung, Betriebsrechnung und Rechnung über den Kapellenfonds) der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa geprüft.

Wir stellen fest, dass die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen aus den ordnungsgemäss geführten Büchern hervorgehen. Die Postcheck- und Bankguthaben wurden durch entsprechende Saldobestätigungen ausgewiesen.

Aufgrund der Ergebnisse unserer Prüfungen beantragen wir, die vorliegenden Jahresrechnungen zu genehmigen und den verantwortlichen Organen für ihre gewissenhafte Geschäftsführung Entlastung zu erteilen.

Ürikon, 25. März 1988

Die Revisoren: *Hans Hasler, Arnold R. Pünter*

## B. BETRIEBSRECHNUNG

<i>Einnahmen</i>	(1986)	
Ritterhaus . . . . .	49 630.90	(45 420.30)
Kapelle . . . . .	13 460.—	(12 140.—)
Bankzinsen . . . . .	500.05	( 555.70)
Total . . . . .	<u>63 590.95</u>	<u>(58 116.—)</u>
 <i>Ausgaben</i>		
Wartung (inkl. AHV) . . . . .	18 695.35	(17 779.30)
Betriebsunkosten . . . . .	1 947.65	( 3 438.75)
Versicherungen . . . . .	1 410.—	( 1 420.—)
Strom EW . . . . .	3 780.—	( 3 676.25)
Gebühren Stäfa . . . . .	<u>610.—</u>	( 367.50)
Holzkauf . . . . .	570.—	( 400.—)
Telefon Ritterhaus . . . . .	1 187.10	( 780.—)
Bruchgeschirr . . . . .	281.50	( 365.—)
Reparaturen und Unterhalt . . . . .	1 529.20	( 535.—)
Neuanschaffungen . . . . .	689.75	( 300.—)
Weidling . . . . .	—	( 975.—)
	30 700.55	(30 036.—)
Miete Ritterhaus . . . . .	10 000.—	(14 750.—)
Miete Kapelle . . . . .	<u>4 750.—</u>	<u>          </u>
Total . . . . .	<u>45 450.55</u>	<u>(44 786.—)</u>
 Betriebsüberschuss . . . . .	 <u>18 140.40</u>	 <u>(13 330.—)</u>

### Ausweis

Betriebsvermögen 31. Dezember 1986 . . . . .		4 876.50
Betriebsüberschuss 1987 . . . . .		18 140.40
Überweisung an den Renovationsfonds . . . . .	15 000.—	
Vermögen 31. Dezember 1987:		
Saldo Postcheck . . . . .	1 422.90	
Saldo ZKB . . . . .	2 953.—	
Saldo Sparkasse . . . . .	2 297.20	
Guthaben, div. . . . .	<u>1 343.80</u>	
	<u>8 016.90</u>	
	<u>23 016.90</u>	<u>23 016.90</u>

Ürikon, 12. Januar 1988

Die Rechnungsführerin: *D. Röhli*berger



## Verzeichnis der Neumitglieder seit Ausgabe des Jahrheftes 1986

Frau Annie Baer, Stäfa  
Frau Hedi Pfaff, Stäfa  
Herr und Frau Theo und Maja Wirth, Stäfa  
Herr Hugo Zingg, Stäfa  
Herr Urs Kläy, Ürikon  
Frau Doris Gimmi, Andelfingen  
Frau Daisy Seiler-Fenner, Bubendorf  
Frau Susy Müller-Naegeli, Effretikon  
Frau Marianne Uhl-Bachmann, Forch  
Herr Thomas Wirz, Oberengstringen  
Herr und Frau Arthur und Gret Naegeli-Kuhn, Stein  
Herr und Frau Dr. Marco und Corinne Jagmetti-Giacometti, Zürich

### Mitgliederbewegung

Stand Ende April 1988

Bestand laut Jahrheft 1986 . . . . .		944
Eintritte . . . . .	+ 15	
Austritte . . . . .	- 43	- 28
Heutiger Mitgliederbestand . . . . .		<u>916</u>
Lebenslängliche Mitgliedschaft (gem. § 4 der Statuten) . . . . .		230
Übrige Mitglieder . . . . .		<u>686</u>
Total wie oben . . . . .		<u>916</u>

